

„liche Sprachkenntniss auch nur zu einem sehr wichtigen Maassstab „der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und „GOTTEN und HERDEN, die beide vielleicht nur mässig griechisch „wissen, sind hier redende Beweise.“ Briefwechsel zwischen SCHILLER und WILHELM VON HUMBOLDT. Stuttgart und Tübingen 1830. S. 275.

59 (S. 294). S. oben S. 162.

60 (S. 295). Krumm's Pädagogisches Archiv. Centralorgan für Erziehung und Unterricht u. s. w. Bd. XVIII. 1876. S. 449.

E. du Bois-Reymond

XI Ueber das Nationalgefühl.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zur Geburtstagsfeier des Kaisers und Königs am 28. März 1878 gehaltene Rede.¹

Nationalstolz ist ungerührt, lächerlich und schädlich.

Basel.



Der zweundzwanzigste März, der früher die Deutschen nur an den Verlust ihres grössten Dichters erinnerte, ward ihnen seitdem ein Tag nationaler Freude. Der Frühlingssanfang schenkte uns den erhabenen Wiederhersteller des Reiches, welcher in der Deutschen Volksgeschichte einen neuen Frühling heraufführte. Wie dem Frühling geziemt, wurde auch dieser unter Stürmen geboren. Noch hören wir ihr Brausen: dürften wir hoffen, bald der sonnigen Tage der Ruhe uns zu freuen?²

Die ungeheuren Ereignisse, die zu erleben uns beschieden war, rücken in immer weitere Ferne. Die Deutschen fangen an, sich in ihre neue Lage zu schicken, sie berechnen nicht mehr fortwährend, nach Art eines jungen Ehepaars, wie lange schon sie häuslich verbunden sind. Ein Geschlecht wächst auf, welches in den neuen Zuständen zu politischem Bewusstsein erwachte, und nicht, wie wir, die Tage nationaler Zerrissenheit und Bekümmerniss sah. Kaiser WILHELM schenkte den Deutschen ein beruhigtes, kräftiges Nationalgefühl, und so ist es vielleicht nicht unangemessen, heut einmal von diesem Gefühle zu reden, welches früher dem Namen nach unbekannt, in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts solche Bedeutung erlangte.

Was man Vaterlandsliebe, Patriotismus, nennt, ist nicht notwendig Nationalgefühl. Patriotismus ist begeisterte Anhänglichkeit an eine Staatsgemeinschaft als solche, welche Gemeinschaft aber möglicherweise verschiedene Nationalitäten umfasst. So giebt es einen schweizerischen, einen österreichischen Patriotismus. Vom Racengefühle, welches anthropologisch verwandte Individuen, z. B. Weisse, unter einander verbindet und sie von anthropologisch fremden Individuen, z. B. Schwarzen, scheidet, wird das Nationalgefühl in dem Maasse leichter oder schwerer sich trennen lassen, wie es im einzelnen Falle leichter oder schwerer sein wird, zwischen Racen und Nationen die Grenze zu ziehen.

Patriotismus und Racengefühl also sind nicht Nationalgefühl; was ist letzteres? Es liegt nahe zu sagen, es sei begeisterte Anhänglichkeit an eine aus Individuen gleicher Abkunft und Sprache bestehende Gemeinschaft. Doch stösst diese Begriffsbestimmung auf Bedenken.

Wo hört eine menschliche Gemeinschaft auf, Familie, Stamm, und fängt sie an, Volk, Nation zu heissen? Dürften die von den Meutern der 'Bounty' abstammenden Bewohner der Pitcairinsel schon von ihrem Nationalgefühl reden?

Dann ist Gemeinsamkeit der Sprache hier nicht immer so entscheidend, wie es anfangs scheint. Engländer, Schotten, Iren reden jetzt Eine Sprache, und bleiben doch durch ein recht lebhaftes Nationalgefühl getrennt; die verschiedenen Zweige der Slawischen Linde verstehen gegenseitig ihr Rauschen nicht, und fühlen sich angeblich doch Einem Stamm entsprossen.

Anderemal unterdrückt gemeinsame Sprache, durch politische Einheit unterstützt, den Einfluss verschiedener Abkunft, wie bei den mannigfaltigen Stämmen Frankreichs und Spaniens. Diese Bemerkungen, denen viele ähnliche sich hinzufügen liessen, genügen um zu zeigen, dass dem Nationalgefühl eine allgemeingültige tatsächliche Grundlage fehlt. Dasselbe gilt folgerrecht vom

Nationalitätsprincip in der Politik, welches gemeinsames Nationalgefühl zur Voraussetzung jeder Staatsgemeinschaft macht. Dies Princip ist um so gefährlicher, als auf niederer Bildungsstufe, wo sie nicht sittlich geläutert sind, alle jene Empfindungsweisen, Familien-, Stamm-, Volks-, Racengefühl, meist nur durch ihr Widerspiel sich bethätigen, durch den sie natürlich begleitenden Familien-, Stamm-, Volks-, Racenhass. Anrührung des Nationalgefühls ist Anrührung des Nationalhasses.

Eine Geschichte des Nationalgefühles aus berufener Feder wäre ein verdienstliches und lehrreiches Werk.

Solche Geschichte hätte zuerst den Ursprüngen des Nationalgefühles in der Thierwelt nachzugehen, wie dies Hr. DARWIN für die allgemein menschlichen Empfindungsweisen überhaupt, und auch schon für den dem Nationalgefühle vorausgehenden Geselligkeitstrieb gethan hat. Es gehört die nur ihm zu Gebote stehende Fülle naturgeschichtlicher Kenntnisse dazu, um dergleichen psychologische Erscheinungen ursächlich zu begründen, ohne in seichten Rationalismus sich zu verlieren. Sicher wäre auch hier vielfach Vererbung an Stelle von Bedürfniss, Gewöhnung, Nachahmung, Vorrtheil zu setzen, und die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl wäre zu verfolgen. Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die Reihen der Wirbellosen, findet sich etwas dem Stammgefühl Aehnliches, wenn es auch nur im Zusammenhalten der Individuen derselben Gesellschaft und in Feindseligkeit gegen nicht dazu gehörige sich äussert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven gross zu ziehen, welche ihnen die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüssen liebkosend ihre lange abwesenden Genossen, und fallen wüthend über die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel anders geht es bei rohen Völkernschaften zu.³

Wer könnte dann die Grenze ziehen zwischen den Empfindungen eines Steinmenschen-Häuptlings beim Kampfe seiner Horde um einen Jagdgrund oder eine Austerbank, und denen Rostrop-

TSCHIN'S, als er Moskau brennen sah? Niederen Ursprunges wie Vieles des Höchsten in uns, wird in dem sich selber steigenden Entwicklungsprocess der Menschheit das Nationalgefühl zu einer der mächtigsten Triebfedern unserer Handlungen; doch legt es, überall denselben Keim entsprungen, bei verschiedenen Völkern, ihren psychologischen Eigentümlichkeiten gemäss, besonderes Gewand an.

In den Homerischen Gesängen spielt Nationalgefühl insofern keine Rolle, als es sich nicht um einen Kampf zwischen verschiedenen Nationen handelt. Achaeer und Troer haben gleiche Sprache, Götter, Sitten, Waffen; nur einzelne Spuren eines nationalen Unterschiedes kommen vor: die Troer rücken mit Geschrei, die Achaeer schweigend zur Schlacht an. Der trojanische Krieg ist also bei HOMER nur eine Fehde stammverwandter Clans. HERODOT macht ihn zu einem der in den Mederkriegen gipfelnden Vorgänge, und es fragt sich, ob hier HOMER zu trauern sei, denn auch des AESCHYLOS' Perser entbehren der Localfarbe, und Burgunden und Heunen im Nibelungenlied, Perser und Türken bei FRIDRICH, CARL'S DES GROSSEN Paladine und die Mohren bei ARIOST, Franken und Heiden bei Tasso unterscheiden sich wenig von einander, wie denn SHAKSPEARE'S Griechen, Römer, Italiener bekanntlich nur verkleidete Engländer aus ERIZABETH'S Zeit sind. Antike Bildwerke, wie die Aeginetensculpturen, ertheilen den Troern Asiatische Merkmale. Doch hat die neuere Geschichtsforschung HOMER Recht gegeben.⁴

Den nicht griechisch redenden Völkern aller Racen, besonders den knechtischen Unterthanen des Grossherrn gegenüber, empfand sich der spätere Hellene als höher organisirter und ausgebildeter Mensch, und jene sind ihm insgesamt zungenlose, stumme Barbaren. Dies Nationalgefühl war der treibende Boden, dem die Krieger- und Geisteslathen des Griechenhumes entsprangen. Der Gedanke, Hellene zu sein, spornte den Jüngling früh zu höchster Anspannung aller physischen und geistigen Kräfte. Der heutigen Weltanschauung kann das hellenische Nationalgefühl engherzig

scheinen, um so mehr, als es noch weiter zum Stadtgefühl, so zu sagen, sich zersplitterte und einschrumpfte, ähnlich jenem Municipal-Patriotismus der italienischen Städte, die im Mittelalter auch oft einander bekriegt, und erst in unserer Zeit ihre Eifersucht in die Begeisterung für das Eine Italien rühmlich aufgehen liessen. Aber wenn wir von Hellas sprechen, denken wir vor Allem an die Blüthe Athen's, und wie beschränkt auch diese in Raum und Zeit war, der Athener Stadtgefühl während dieser Blüthe war zugleich allgemein menschliches Gefühl, denn es verschmolz mit dem Gefühl für das ewig Schöne, Gute und Wahre, welches des Menschen höchste Sinnesart ist. Vermöge glücklicher Volksanlage und geschichtlicher Fügung deckten sich diesmal Patriotismus, Nationalgefühl und vollendetes Menschenthum. Die Feldherren und Staatsmänner, Redner und Philosophen, Dichter und Künstler Athen's haben jeden Bürger der kleinen Athenischen Stadtgemeinde zu einem Weltbürger gemacht, weil, so lange es eine Cultur giebt, überall in der Welt dieser Adel der Gesinnung, diese Schönheit der Form, diese Fülle der Gedanken den höchsten Maassstab für das abgeben werden, was ausserhalb des inductiven Natur-Erkennens und -Beherrschens der Menschengestalt zu erreichen vermag. Freilich dürfen wir nicht vergessen, dass die solch erhebendes Schauspiel bietende Aristokratie der Menschheit Sklaverei zum Untergrund hatte, so dass von Nation in unserem Sinne dort eigentlich die Rede nicht ist.

Feindselig hebt sich gegen das hellenische Nationalgefühl die Carriatur dieses Gefühles im Römerthum ab. Von seinem ersten Auftreten an sehen wir das Römervolk krankhaft erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es zur Ruhe, um in friedlicher Gemeinschaft mit anderen Völkern an der Arbeit für die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg ist sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrössern, aus welchem es seine Raubgier befriedigt. Es ist ein Zeichen guten Sinnes unserer Krabben, die wir sonderbarerweise in Bewunderung des

Römerthumes erziehen, dass, wie Schulmänner bemerkten, stets ihr Herz mit HANNIBAL und den Töchtern Karthago's ist, die ihre Flechten zu Bogenschnen im letzten Kampf abschneiden. Wie viel Achtung in ihrer fürchtbaren Folgerichtigkeit auch die Politik einfösse, welche Karthago schlecht, wie sehr auch die auf so viel anderen ruhelos hingewürgten Nationalitäten errichtete Römergrösse blende, endlich welche Dienste auch die Römer nebenher und, man kann sagen, unwillkürlich der Menschheit leisteten, das

„*Tu regere imperio populos, Romane, memento*“

ist aus jenem zum Wahne verkehrten Nationalgefühl gesprochen, wie es die Geschichte unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt hat.⁵

Eine ganz andere Gestalt, als bei den indogermanischen Vätern unserer Bildung, nimmt das Nationalgefühl bei den Semiten an. Die Juden sind sich das auserwählte Volk Gottes. Ihrer Meinung nach im Besitz des allein wahren Glaubens, der Kenntnis des mächtigsten Gottes und der allein ihm gefälligen Opfer und heiligen Gebräuche, verabschauen sie alle übrigen Völker als Götzendiener, gegen welche jede Gewaltthat ihnen nicht nur erlaubt dünkt, sondern sogar durch Priester und ausdrücklich befohlen wird. Ohne Staatsleben, ohne Kunst und Wissenschaft, gehen sie auf in einer auf besondere Zustände kleinlich zugeschnittenen Ethik. Geistliche Hoffahrt und Unduldsamkeit waren das ursprüngliche semitische Nationalgefühl, welches die bittere Schule der Unterdrückung freilich vielfach gemildert, ja in Natthansche Weisheit umgewandelt hat.

Zum zweiten Male bricht die semitische Sinnesart, gleich einem verzehrenden Wüstenwind, hervor im Islâm, so mächtig, dass sie auch des Racengefühles Herr wird, und von den Malaien der Sunda-Inseln bis zu den Hamiten an den Säulen des Heracles, von den Mongolen der asiatischen Steppen und den typischen Kaukasus-Stämmen bis in's Herz des schwarzen Continents, Millionen aller Farbe durch Glauben und Blut zu Einem künst-

lichen Volksthum zusammenschweisst, welches noch heute, nach mehr denn tausend Jahren, den Ghaür anspeit wie Ein Mann.

Eine ähnliche Versöhnung der nationalen Unterschiede bewirkte im mittelalterlichen Abendland, auf dem durch die Römische Welt Herrschaft vorbereiteten, durch die Völkerwanderung durchpflügten Boden, das semitisch geborene, durch griechische Einflüsse allgemein menschlich gewordene Christenthum. Neben dem Gegensätze zwischen Christenthum einerseits, andererseits Heidenthum, Judenthum und Islâm, verschwand der Gegensatz zwischen den europäischen Nationen, wie sie aus dem Gewühl jener Katastrophe hervorgingen: um so mehr, als sie lange ein buntes Gemisch der Eingeborenen mit den mehrfach übereinander gelagerten und durcheinander geschobenen Massen der Einwanderer darstellten. Noch heute nennt sich der Spanier emphatisch *Cristiano*, im Gegensätze zum Akatholiken jeden Bekenntnisses, und zum Thier. Neben dem Gegensatz zwischen der rohen Menge der Barbaren und den wenigen Gebildeten, in denen die antike Cultur spärlich fortsickerte, verschwand der nationale Unterschied zwischen den Gebildeten: um so sicherer, als Latein die allen diesen gemeinsame Umgang-, Schrift- und Geschäftssprache blieb. Das Lehnswesen, das Römische Königthum griffen über alle nationalen Unterschiede fort. Schwäbische Kaiser hielten Hof in Sicilien. Vollends die Kirche überwob die ganze Christenheit mit einem Netze national indifferenten Machtfäden. Die besten Köpfe jeder Nationalität reihete sie sich ein, um sie als gleichartige Werkzeuge in die Welt zu senden; damals wie heute hob die Tonsur die Nationalität auf. In den Klöstern, insbesondere gleichen Ordens, lebten über die ganze Welt zusammenhängende Genossenschaften. Trotz den unausbleiblichen Reibungen zwischen den Kreuzfahrern verschiedener Nation sahen die von der Kirche betriebenen Kreuzzüge die Europäischen Völker einiger denn jemals später. Im Tempel- und Johanniterorden vereinigte sich die Blüthe des europäischen Adels zum Schutze der Pilger und zum Trutze wider den Halbmond. Da sämmtliche Universitäten nur

Eine Sprache redeten, herrschte zwischen ihnen eine Freizügigkeit wie die, welche jetzt nur noch die deutschen, deutsch-österreichischen und schweizerischen Hochschulen verbindet. Jünglinge aus allen Ländern strömten in den Universitäten Frankreichs und Italiens zusammen, die, obwohl in Nationen getheilt, doch, wie der Name sagt, eine Gesamtheit bildeten. Berühmte Doctoren zogen mit leichtem Gepäck durch die ganze christliche Welt, und fanden sich zu Hause, wo es zu lernen, zu lehren, vor Allem wo es zu disputiren gab. Später, schon im Beginn der Neuzeit, galt Aehnliches von den Landsknechten, welche fochten wo es zu fechten gab, und deren letzte Nachfahren als Schweizer Hellebardiere im Vatican Wache stehen. Nicht minder führten Baumeister und Aerzte, Goldmacher und Sterndeuter damals ein internationales Dasein, wie jetzt nur Musik-Virtuoson.

Genug, obschon die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Frankreich und England, zwischen England und Schottland, und andere, mehr oder minder deutlich einen nationalen Hintergrund hatten, so scheint doch klar, dass im Mittelalter das Nationalgefühl im Vergleich zu anderen, die Culturvölker geistig bewegenden Mächten mehr zurücktrat als im Alerthum und als jetzt, und es entsteht die Aufgabe, das Wiedererwachen dieses Gefühles zu erfassen und sein Wachsen bis zur bedenklichen Höhe zu verfolgen, welche es heut erreicht.

Das wesentlich dabei thätige Moment war unstreitig die Entwicklung der National-Litteraturen, welche nicht nur jedem Volk einen ihm eigenen idealen Mittelpunkt gaben, sondern auch die völkerverbindende Herrschaft der lateinischen Sprache untergruben. Daher die Italiäner in DANTE, als vornehmsten Schöpfer der Vulgärsprache, trotz seiner Ghibbellinischen Gesinnung; mit Recht einen der geistigen Urheber ihres heutigen nationalen Daseins feiern.

Dann kommt in Betracht die Schwächung der römischen Kirche durch die Reformation. Während der Humanismus seinem Wesen nach ausgleichend auf die Nationalitäten wirkte, war er

durch Vorbereitung der Reformation doch auch im anderen Sinne thätig. In Deutschland hätte die Reformation doppelt auf Entwicklung des Nationalgefühles wirken können, weil dort der vornehmste Sitz der Bewegung war, und weil die LUTHER'sche Bibelübersetzung der neuen deutschen Sprache Aehnliches bedeutet wie die Göttliche Komödie der italienischen; allein der dreissigjährige Krieg lähmte vorläufig jeden Aufschwung, und schüttelte die Völker in Centraluropa so durcheinander, dass sie erst allmählich zum Bewusstsein ihrer natürlichen Beziehungen kamen. Auch der Abfall der Niederlande wäre hier zu nennen, der, anfangs nur auf Gewissensfreiheit gerichtet, bald nationale Färbung annahm.

Die Entdeckung der Neuen Welt steckte mehreren europäischen Nationen eigene Ziele, und eröffnete ihnen besondere Vorstellungskreise. Endlich entstanden auf den Trümmern der Lehnherrschaft kräftig centralisirte Monarchien, deren Unterthanen aus dem früheren Völkerchaos um bestimmte Anziehungspunkte sich ballten, und in deren stehenden Heeren sich ein Gefühl von Zusammengehörigkeit entwickeln konnte. Das Britische Inselreich, wenn auch schroffe nationale Gegensätze bergend, Skandinavien, der schismatische Osten bildeten von jeher schärfer abgegrenzte Massen. So näherte sich Europa nach und nach Zuständen, in denen die heutigen schon mit deutlicheren Umrissen angelegt sind.

Wenn nun auch in einzelnen Männern, beispielsweise unter den Deutschen in HUTTEN und FRISCHLIN, das Nationalgefühl früh sich lebhaft regte, so dauerte es doch noch lange, bis es in den Vorgrund der Weltbühne drang. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert war es der Gegensatz zwischen römisch-katholischer Rechtgläubigkeit und Ketzerei, wie auch zwischen den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen, gegen den wiederum der nationale Unterschied zurücktrat. Auch gegenüber der seit der Einnahme Constantinpels von den Türken drohenden Gefahr empfanden sich die Völker Europa's wieder als Eins.

Niederlande und Schweiz ausgenommen wurde der Continent despotisch regiert; und während die Masse des Volkes in Rohheit versunken, jedenfalls politisch machtlos war, herrschten nach wie vor, durch die Fürsten und neben ihnen, Adel und Geistlichkeit, diese grundsätzlich international, jener wenigstens oft nicht national gesinnt. An Stelle des Lateins trat Französisch als Sprache der Gebildeten und der Diplomatie. Wie früher durch den Gebrauch des Lateins, wurde dadurch internationale Freizügigkeit der Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Talente aller Art ermöglicht. Der Lebenslauf der Menschen war noch minder streng und ein förmig geregelt, das administrative und militärische Fachwerk lockerer, bei den mangelhaften Bildungsmitteln die Ueberfüllung mit Capacitäten geringer als jetzt. Die willkürliche Finanzverwaltung erlaubte vollends einem Fürsten, wenn er sonst Sinn dafür hatte, Talente jeder Nationalität um sich zu versammeln und beliebig zu verwenden. Während des Jahrzehends vor Aufhebung des Edicts von Nantes lebten in Paris als Mitglieder der Akademie der Niederländer CHRISTIAN HUYGENS, der Däne OLOF RÖMER, welcher Lehrer des Dauphin, und der Italiäner GIOVANNI DOMENICO CASSINI, welcher der erste Director der neuerbauten Sternwarte war. Der Franzose DESCARTES war nicht lange vorher bei Königin CHRISTINE in Stockholm gestorben. Durch die Aufhebung des Edicts wurden Tausende der besten Köpfe und geschicktesten Hände Frankreichs in die protestantischen Nachbarländer zerstreut. Ihr Erscheinen predigte Abscheu gegen der MARINTEON bigottes Regiment; aber gerade sie trugen viel dazu bei, die natürlichen Gegensätze zwischen deutscher und französischer Volksart zu mildern und manche Vorurtheile zu bericthtigen.

Im achtzehnten Jahrhundert treffen wir hier in Berlin FRIEDRICH'S Tafelrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen MAURERBURG, später den Piemontesen LAGRANGE; in Paris eine litterarische Rolle spielend die Deutschen HOLBACH und GRAMM, den Neapolitaner GALIANI. VOLTAIRE und den Encyclopadisten

kam es nicht in den Sinn, mit ihren Ideen, Wünschen, Bestrebungen auf Frankreich sich zu beschränken. Blieben sie auch eingengt in gewisse ihnen als Franzosen angeborne oder unvertilgbar eingeprägte Vorstellungen, sie dachten sich doch in's Weite. Ihre Theorien waren meist mehr als verführt, auf rationalistischen Sand gebaut; aber sie meinten damit die ganze Menschheit zu beglücken und darauf allein kommt es uns hier an. Philanthropie ward die Lösung der Zeit. Die Freimaurerei, welche keine Nationalität, nur Menschenthum kennt, stand in höchster Blüthe. Der Kosmopolitismus, ausdrücklich zur Lehre erhoben, öffnete allen Völkern die Arme. Die jungen Vereinigten Staaten Nordamerica's, in deren Verfassung zum ersten Mal die Menschenrechte verbrieft standen, durften am wenigsten im allgemeinen Bruderbunde fehlen, und selbst auf die fernem Polynesier, die man durch Cook anfangs etwas zu vortheilhaft kennen gelernt hatte, erstreckte sich die Zärtlichkeit. Es ist culturgeschichtlich bemerkenswerth, und ganz im Einklange mit der geringen Stärke des Nationalgefühls im vorigen Jahrhundert, dass zur Theilung Polens wohl hier und da aus politischen Gründen schein gesehen wurde, dass aber das Tragische des Ereignisses, wie es uns erscheint, an dem damaligen sonst so empfindsamem Geschlechte ziemlich spurlos vorüberging.

Dieselbe kosmopolitische Stimmung wiederhallt in SCHILLER'S jugendlichen Ueberschwenglichkeiten, dem Lied an die Freude, dem Don Carlos. Zwar machte sich in Deutschland, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, eine nationale Strömung von einiger Gewalt bemerkbar. Zur Abwehr der seit dem dreissigjährigen Kriege die deutsche Litteratur beherrschenden französischen Einflüsse holte Klopstock aus der skandinavischen Götterlehre und dem germanischen Alterthum einen national sein sollenden poetischen Apparat hervor. Der Göttinger Hainbund folgte Klopstock auf diesem Wege und GOETHE selber schlug im Götz und in der Jugendschrift über das Strassburger Münster vorübergehend, und mit dem ihm eigenen künstlerischen Tact, den

nationalen Ton an. Aber dies bedeutete so wenig wie die einzelnen patriotischen Anläufe LESSING'S, GRIEY'S, JUSTUS MÖSER'S und Anderer. Das deutsche Volk im Ganzen blieb national wie politisch gleichgültig; und die deutsche Litteratur der classischen Periode ist gerade einzig dadurch, dass sie allen Völkerstimmen gelauscht, in allen Tönen sich versucht, in hellemischem Schönheits-thau sich gesund gebadet, und mit SHAKSPEARE'S Genius Umgang gepflogen hat. „Ihr unermesslich Reich ist der Gedanke,“ und nichts verfehlter und widerwärtiger zugleich, als das Bestreben ungebildeter Agitatoren, SCHILLER zu sich in's Parteigewühl herab-zuzerren und ihn wegen einiger aus der dramatischen Situation hervorgegangenen Schlagwörter im Tell, denen eine Menge anders klingender entgegensteht, zum nationalen Dichter im Sinne des Wortes aufzuhäuschen. Nationaler Dichter war er, ja, aber sofern Weltbürgerthum das ächte deutsche Nationalgefühl ist.

Während Deutschland noch in kosmopolitischen Träumen sich wiegte, bereitete sich jenseit des Rheines der Umschwung vor, der das Nationalgefühl auf lange Zeit zum wichtigsten Hebel der Weltgeschichte machen sollte. Von der *Levee en masse* im Jahre 1792 schreibt sich die übermässige Erregung dieses Gefühles bei den Franzosen her. Nur zu leicht gelang es dem tiefen Kenner des gallo-römischen Wesens, dem ersten NAPOLEON, diese Erregung weiter bis zur Volkspsychose des Chauvinismus zu steigern, der ihm als Werkzeug seines eigenen Kaiserwahnsinns dienen sollte. Man hat bisher vielleicht nicht gebührend beachtet, dass seltsamerweise JEAN-JACQUES ROUSSEAU, unstreitig sehr gegen seine Absicht, die Wege dazu dem Imperator ebnen half. Denn er war es, der, in seiner Jugend durch den Anblick des *Port du Gard* für Römerrösse entflammt, später in Paris die Römertugend zur Mode machte. Auf die dem MUCIUS SCAEVOLE und HORATIUS COCCUS, den GRACCHEN und SCIPIONEN, dem MARIUS und SULLA nachelifernden Republicaner war es dann schon leichter, einen CAESAR folgen zu lassen.

Das Weitere ist bekannt. Ueberall im zertrümmerten Europa

erhoben sich die Völker im Namen des misshandelten Nationalgefühles. Spanien, Russland, Deutschland gaben dem wiedererstandenen Römertum eine nachdrückliche Lehre; und diesmal wurde Karthago nicht geschleift. Aber bei den kriegerischen Vorgängen hatte es sein Bewenden nicht. Die empöten Wogen des Nationalgefühles liessen sich nicht wieder stillen. Vergebens goss veraltete Staatskunst diplomatisches Oel in die brausende Völkersee. Mit den nationalen Strebungen verbanden sich zu gemeinsamer Wirkung politische Forderungen. Die Geschichte des Jahrhunderts war seitdem die Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue deutsche Reich als nationale Staaten hervorgingen.

Die Herrlichkeit des so für Deutschland Errungenen zu preisen, werden wir so wenig müde, wie sein Liebesglick zu singen der Dichter. Den in freylem Uebermuth uns zugedachten Ueberfall haben wir siegreich abgewehrt. Dem „*Tu regere imperio populos*“ haben wir mit dem „*Debellare superbos*“ geantwortet. Wo wir zerschlagen werden sollten, sind wir doppelt gewaltig stehen geblieben. Einst Spielball Europa's hat jetzt Deutschland fast die Stellung inne, welche einzunehmen FREDRICH sich getraute, wäre er König von Frankreich. Und wenn danken wir diese Erfolge, welche unsere Herzen mit vaterländischem Stolze schwellen? Nächst Kaiser WILHELM mit seinen Staatsmännern und Heerführern, dem durch leichtsinnige Herausforderung entzündeten, mächtig empordornenden Nationalgefühle des deutschen Volkes.

Ein Gefühl, welches solche Thaten vollbringen hilft, ist sicher eine der höchsten menschlichen Regungen. Dies Gefühl hat das Grosse, dass es zur opferfreudigen Hingabe bis in den Tod spornet. Es hat das Schöne, dass von Palast bis Hütte jeder nicht ganz verwirrt Sinn freudig zu ihm sich bekennt. Es hat das Edle, dass es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht. Wie der Ahnenstolz, kann der Nationalstolz in lächerliche Aufgeblasenheit ausarten; denn mit fremden Federn sich

schmücken ist albern. Aber gleich dem Ahnenstolze, richtet auch der Nationalstolz an die Einzelnen die Forderung, hinzugehen und derer sich würdig zu zeigen, mit deren Verdienst sie prangen.

Die Menschheit, bemerkt DAVID FREDRICH STRAUSS, ist für die meisten Menschen ein zu hoher, zu unbestimmter Begriff, um sich dafür zu erwärmen; sie bedürfen des Mittelgliedes der Nation, ihrer Nation, um vermöge dieses fassbaren Gedankens aus der Beschränktheit ihres Daseins und der Enge ihrer Selbstsucht sich zu erheben: „zum Menschheitsgefühl rankt man sich nur am Nationalgefühl empor.“

Es wäre leicht, im Lobe des Nationalgefühls fortzufahren. Im Augenblick, wo bei allen europäischen Völkern dies Gefühl heftig entbrannt ist, wo insbesondere wir Deutsche uns etwas darauf einbilden, dass wir, Versäumtes nachholend, im Nationalgefühl es anderen Völkern gleich- und zuvorthun: in diesem Augenblick liefe solche Apologie wohl auf blosser Redebühnung hinaus. Dagegen bedarf es bei so bewandten Umständen vielleicht einer gewissen Unabhängigkeit des Urtheiles, um sich selber einzusetzen, und eines gewissen Freimuthes, um öffentlich auszusprechen, dass von etwas anderem Standpunkte gesehen das Nationalgefühl an Werth sehr verliert. Bei unbefangener allseitiger Erwägung erkennt man, dass seine Uebertreibung gefährliche Verrüngen zur Folge habe, und dass seine übermässige Entwicklung in unserer Zeit in mehrfacher Beziehung ein Rückschritt sei, auf welchen künftige Jahrhunderte hoffentlich mit Befremden blicken werden.

Es ist sehr die Frage, ob die erhebende Wirkung, die das Nationalgefühl auf einen Theil des Volkes übt, nicht überwogen wird durch den Schaden, den es stiftet, indem es zur Ueberschätzung der eigenen, zur Unterschätzung der fremden Vorzüge verleitet; und die neueste Geschichte lehrt hinreichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit anfängt, dass er seine Vortreff-

lichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, dass er seine Fehler begreift, so ist es auch für ein Volk ein gefährlicher Zustand, Narzissusähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Als VOLTAIRE im *Discours avec Velches* den Franzosen unverblümt die härtesten Wahrheiten sagte, ihnen die vielen fremden Quellen ihrer Cultur und die vorzüglichen Eigenschaften auch anderer Völker vorhielt, war der Zustand der Franzosen gewiss erspriesslicher, als da der Verföhrer sie mit der auf ihre Nationalstoltheit nur zu sicher berechneten Phrase von der *Großde Nation* kirrte. So war praktisch wie ethisch dem heutigen Zustand der Deutschen der Zustand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Unlegenheit zu bekennen pflegten. Unter Anführung eines GOETTESchen Wortes hat man den Deutschen ihre zu grosse Bescheidenheit so oft vorgehalten, dass man sie ihnen glücklich ausgedehlet hat. Aber gerade in dieser Bescheidenheit, bei so viel wirklichen Vorzügen, wurzete ihre Ueberlegenheit nach anderen Richtungen. Gerade weil sie die Vorzüge anderer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang es ihnen in manchen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch gewissenhafte Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimgingen sie, wie ein eifriges Volk von Bienen, aus den Blüthenfeldern des Menschengestes zu allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig ein. Gerade darum gab es für sie allein im GOETTESchen Sinn eine Weltliteratur. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden möchte, dass sie von anderen Völkern nichts mehr zu lernen haben, leistet ihnen einen schlechten Dienst.

Wie die Individuen, haben auch die Nationen die Tugenden ihrer Fehler, und die Fehler ihrer Tugenden. Wir tadeln die Ruhmsucht der Franzosen, ohne zu bedenken, dass die Franzosen eben so entbrannt sind für litterarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen wie für kriegerischen Ruhm; und dass, wenn sie einen tapferen Feldherrn mit uns übertrieben scheinender Verehrung umgeben, sie einem guten Schriftsteller mit eben so reich bemessener Huldigung begegnen. Wir freilich brüsten uns

mit unserem objectiven Urtheil, unserer besonnenen Kritik, unserer nüchternen Unbestechlichkeit durch schöne Form; wir vergessen aber, dass wir dafür auch schwer zu entzünden sind wie nasses Stroh, und dass doch unsere Begeisterung nur Feuer von trockenem Stroh ist. Wer in der französischen Literatur einmal einen geachteten Namen, wenn auch geringeren Ranges, erwart, lebt un- vergessen darin fort, und mit andächtiger Sorgfalt wird sein Andenken von späten Nachkommen gehegt. Wer liest bei uns noch TRECK, JEAN PAUL, HOFEMANN, DE LA MOTTE FOUQUÉ, ACHIM VON ARNTM, CLEMENS BRENTANO, E. C. F. SCHULZE, SPENDLER, und so viel Andere, ihrer Zeit gefeierte Namen, jetzt Hüter der Leihbibliotheken? Entweder verdienten sie den Beifall nicht, den man ihnen zollte: wo ist dann unser Geschmack? Oder sie verdienten ihn: wo ist dann unsere Pietät?

Im *Jardin des Plantes* ist von den Erinnerungen an die grossen dort einst lebenden Forscher noch heut Alles so voll, dass man meint, einem der JUSSIEU, oder HAUY, oder CUTPÉR im Gespräche mit BROUXTIAR auf den Pfaden begegnen zu müssen, die sie täglich wandelten. Wer spricht bei uns noch von EILHARD MITSCHERLICH und JOHANNES MUELLER, die vor nicht einem Menschenalter von uns schieden?

Der gegenwärtige Zustand Europa's, in welchem die Nationalitäten einander gereizt gegenüberstehen, ist einfach barbarisch, und diesen Zustand heraufgeführt zu haben, eine der verderblichsten Thaten der Napoleoniden. Wir sahen, dass die Entwicklung des Nationalgefühles, etwa wie die des Gefühles für Naturschönheiten, eine neue Erscheinung im Geistesleben der modernen Völker ist, dass im achtzehnten Jahrhundert, auf welches der Menscheng Geist doch stolz sein kann, das Nationalgefühl noch schlummerte; und dass erst die politischen Ereignisse um den Anfang unseres Jahrhunderts es wach riefen und alsbald zu krankhafter Höhe steigerten. Schmähhlich sticht diese geistige Scheidung der Völker ab gegen die gleichzeitige Ausbildung der Verkehrsmittel. Als die Gelehrten Europa's ihre Entdeckungen

einander durch Briefe mittheilten, welche seltene Posten für schweres Geld langsam und unsicher beförderten, war in mancher Hinsicht ihre Verbindung inniger, als in den Tagen des Weltpostvereins. Wir sahen auch, dass das Nationalgefühl einer bestimmt angebbaren, tatsächlichen Grundlage entbehrt. Einen aus der menschlichen Natur fliessenden zwingenden Grund für Spaltung der Culturmenschheit in lauter feindseligen Blickes einander messende Nationalitäten giebt es also nicht. Im Gegentheil, wie das hell leuchtende Beispiel der Schweiz uns zeigt, können verschiedene Nationalitäten in Staatsgemeinschaft leben, und nicht nur gut sich vertragen, sondern sogar gemeinsames vaterländisches Gefühl empfinden. Ob dies wohl, wie in convexem Zauberspiegel gesehen, das verkleinerte Bild eines zukünftigen Weltalters ist?

Leider ist so viel leichter, zu entzweien, als zu versöhnen, so viel schwerer, die guten, als die schlechten Seiten der menschlichen Natur aufzuregen. Ein Zustand, wo die Nationalitäten zu gemeinsamer Annäherung an die Ziele der Menschheit wieder friedlich sich die Hände reichen und in diesem Streben als Glieder eines Ganzen empfinden; wo als Feind nur gilt, wer dem Ganzen oder einem der Glieder irgend ein Joch aufzulegen, oder seinen Fortschritt zu hemmen unternimmt: solch glücklicher Zustand wird nur in Utopien zu finden sein. Die Nationalitätenfrage, mit den politischen Interessen zu Einem Wirrsal verflochten, wird sobald nicht aufhören, die Welt zu beunruhigen; und so lange die Völker den Kampf um's Dasein statt mit geistigen, mit leiblichen Waffen führen, wird das Nationalgefühl der Massen dem Staate, für den es eintritt, eine furchtbare Kriegsmaschine bleiben. Eine Nation ohne Nationalgefühl wäre, wie ein nach dem Evangelium den anderen Backen darbietender Christ, zu gut für diese beste der möglichen Welten.

Lassen wir also, vom praktischen Standpunkt, das Nationalgefühl in seinen Ehren und Würden. Schlagen andere Völker an den Schild ihrer Nationalität, so wollen auch wir laut an den der unseren schlagen. Aber bleiben wir uns bewusst dessen,

was wir thun. Suchen wir uns schwebend zu erhalten über dem Kampfe, zu welchem wir, unserer Natur nach, nur ungern uns herbeilassen. Diese Stellung allein erscheint würdig der deutschen Nation, ihres idealen Sinnes, ihrer Mässigung und Unparteilichkeit, ihres angebornen Weltbürgerthumes. Das Nationalgefühl der Griechen war unbewusster Kosmopolitismus, weil seine Ziele einerlei waren mit der Menschheit höchsten Zielen. Das Nationalgefühl der Deutschen ist bewusster Kosmopolitismus, weil sie von der geistigen Höhe, in der sie zu leben gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen. Lassen wir den *Furore nationalis* (wenn die Wortbildung erlaubt ist) den Völkern engeren Gesichtskreises, vor Allem jenen halbgesehneten, untergeordneten Nationen, welche vor der Hand kein anderes Mittel haben, ihr Volksthum geltend zu machen, als immer davon zu reden. Und obschon eine brüderlich geeinte Culturmenscheit, der die nationalen Unterschiede nur noch zur Unterhaltung belebenden Wett-eifers dienen, als unendlich fernes Ideal erscheint, wollen wir für unseren Theil es doch machen, wie in ähnlichen Fällen die Wissenschaft, und jenem Ziel uns zu nähern streben, als wäre es erreichbar.

Es mag fremdartig klingen, wenn in akademischen Hallen eine Denkart gepriesen wird, die sonst nur Redner und Presse der schwarzen und der rothen Internationalen predigen, die Feinde des Lichtes und die Feinde der Ordnung. Allein die Wissenschaft ist ihrem Wesen nach weltbürgerlich. Wenn auch das nach dem Kriege plötzlich wieder hervortretende, immer etwas erkünstelte Bestreben der deutschen Kunst, ihre Motive den nebelhaften Anfängen deutscher Sage zu entleihen, wenig Sicherheit des Geschmacks verräth, so ist die Berechtigung der Kunst überhaupt zu nationaler Haltung doch unverkennbar; die Wissenschaft ist dieselbe für alle Menschen. Nur in gewissem Sinn ist es nicht sinnlos, von einer französischen oder deutschen Physik oder Chemie zu reden. Am Ausbau der Wissenschaft beteiligen sich alle Culturvölker in dem Maasse wie sie diesen Namen ver-

dienen; jedes wirkt auf alle zurück, und auch die begabteste und geistig fruchtbarste Nation könnte nicht ungestraft sich wissenschaftlich absperren.

Daher darf die Wissenschaft beklagen, dass das Band, welches bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts die lateinische Sprache um die Gelehrten aller Nationen und aller Fächer schlang, für immer gelöst ist. Hätten Naturforscher und Aerzte fortgeführt, zu ihren internationalen Zwecken lateinisch zu schreiben, so wäre das Latein, dem Fortschritt der Wissenschaft allmählich folgend, im Stande geblieben, ihnen als allgemeine Gelehrtensprache zu dienen. Allmähliches Anschmiegen an neue Gedanken hat aus CROEBER'S und CAESAR'S Latein die Sprache NEWTON'S, LINNÉ'S und HALPER'S gemacht; sicher aber entfernte sich HALPER'S, LINNÉ'S und NEWTON'S Begriffswelt mehr von der CAESAR'S und CROEBER'S, als von der unseren. Mathematik und Astronomie wussten bis vor Kurzem sich lateinisch auszudrücken; Botanik und Zoologie verfassen noch jetzt lateinische Diagnosen; und die lateinischen Schriften JOHANNES MUELLER'S, ERNST HERMANN WEBER'S, ja noch jüngere, beweisen, dass auch Anatomen und Physiologen unserer Zeit die Loga nicht zu un bequem ist.

Uebrigens wäre es kein so grosses Unglück, wenn der Zwang, den immerhin das Latein auferlegen würde, das wissenschaftliche Schriftstellern etwas erschwerte. Ein kleines äusseres Hinderniss wehrt leichtsinniger Production. Die Allen verdankten Kürze und Praegnanz ihrer Schreibart zum Theil gewiss der Unvollkommenheit ihrer Schreibmaterialien. Wer seine Worte in Stein hauen muss, schreibt Lapidarstil.

Doch das sind eitle Träume. Eine internationale Gelehrten-sprache kehrt nicht wieder, und die Naturwissenschaft wird fortfahren, eine französische, englische, italienische, holländische, schweidische, dänische, deutsche Litteratur zu haben. Wie lange wird es dauern, und es werden auch die in verschiedenen anderen Sprachen erscheinenden Schriften nicht mehr unberücksichtigt bleiben dürfen, ja in fernem Zeiten müssen wir uns heute noch

ungeborene Litteraturen als erwachsen und vollberechtigt vorstellen.

Wir Deutsche könnten damit insofern zufrieden sein, als uns so Gelegenheit gegeben ist, unsere linguistische Ueberlegenheit zu verwerthen. Die westlichen Culturvölker sprechen und schreiben ihre Muttersprache im Allgemeinen ungleich besser als wir die unsere; dafür gelingt ihnen meist nur schwer, fremde Sprachen zu erlernen. Die deutschen Naturforscher können leider oft kein Deutsch; dafür theilen sie mit denen anderer germanischen Völker den Vorzug, in allen Litteraturen fast gleichmässig zu Hause zu sein, und die darin sich häufenden Thatsachen zu beherrschen.

Bei ihrer Unkenntniß des Deutschen entdeckten fremdländische Forscher oft zum zweiten Mal bei uns längst bekannte Dinge. Auch eines Besseren belehrt, entlehnten sie dann nicht selten der Selbständigkeit ihres Fundes das vermeintliche Recht, ihren deutschen Vorgänger nur nebenher oder gar nicht zu erwähnen. Die Deutschen dagegen bewiesen, was ihnen noch mehr zum Lobe gereicht als ihre Sprachkenntniß, in der Wissenschaft stets vollkommene nationale Unparteilichkeit. Ja sie dachten nicht einmal an die Möglichkeit nationaler Eifersucht zwischen Gelehrten, welche nichts suchen als die Eine Wahrheit, sondern lebten im Geiste mit den Forschern aller Länder wie mit ihresgleichen. Sie wussten nicht, wie wenig gegenseitig diese Empfindungsweise meist schon darum ist, weil die Ausländer so wenig von uns wissen.

Bei anderen Nationen gab man sich stets grosse Mühe, den Keim neuer Entdeckungen bei sich nachzuweisen, was auf die eine oder andere Art ja stets gelingt. Den deutschen Gelehrten verlangte es nur, den wahren Keim zu finden, gleichviel ob bei einem Landsmann oder einem Ausländer, und nie zögerte er, einen Ausländer als mutmaasslichen ersten Urheber einer Entdeckung zu nennen, sobald im Geringsten Grund dazu war. Einen Act geschichtlicher Gerechtigkeit zu üben, freute ihn viel mehr, als

es ihn kränkte, Deutschland eines zweifelhaften Ruhmes zu berauben.

Eben so lag es dem deutschen Gelehrten fern, die Bedeutung einer ersten, zufälligen Beobachtung zu übertreiben, um daraus für Deutschlands wissenschaftliche Ehre Capital zu schlagen. Welches Gewicht hätte man nicht anderswo der bei uns ganz unbeachteten Thatsache beigelegt, dass die erste galvanische Erscheinung, welche noch dazu Volta den Schlüssel zu GALVANI'S Versuchen gab, hier in Berlin von einem unserer Vorgänger beobachtet wurde!⁸ Das Nationalgefühl verblindet den deutschen Gelehrten nicht darüber, dass Hervorsuchen solcher Priorität eine zweischneidige Waffe ist. Denn wenn ein in England lebender irischer und ein schottischer Physiker⁹ (deren Ruhm übrigens keiner Nachhülle bedarf) zehn Jahre vor KIRCHHOFF und BRUNSEN die Spectralanalyse in der Tasche hatten, warum machten sie nicht daraus dasselbe wie BRUNSEN und KIRCHHOFF?

Warum? Ein neuerlich vielgenannter schottischer Gelehrter sagt es uns in seinen Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik.¹⁰ Die deutschen Forscher sind von Allem untrübet, was in der Wissenschaft geschah, oder sie haben wenigstens Jemand zur Seite, der es ist. Wenn nun ein Deutscher auf eine neue Idee kommt, so kann er sogleich erkennen, oder sich sagen lassen, ob schon ein Anderer sie hatte oder nicht, und im letzteren Falle die Idee drucken lassen und so sich die Priorität sichern; dagegen die armen Briten die schönsten Entdeckungen von der Welt machen, ohne auch nur zu ahnen, dass sie auf etwas Neues gestossen seien: wie der *Bourgeois gentilhomme* reden sie Prosa, ohne es zu wissen, und lassen sich so die Priorität entgehen. Die arglistigen Deutschen, welche, anstatt wie andere harmlose Völker mit ihrer Muttersprache sich zu begnügen, noch in fremde Sprachen sich einschleichen, um zu belauern, was für Entdeckungen darin zu Tage treten!

Der unangenehme Eindruck, den diese von nationaler Missgunst eingegebene Auseinandersetzung erweckt, wird durch andere

Stellen derselben 'Vorlesungen' erhöht. Der Verfasser macht sich zur besondern Aufgabe, die Geschichte des Gesetzes der Erhaltung der Energie aufzuklären, und führt dabei dies Gesetz zurück auf das dritte NEWTON'sche Bewegungsgesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung. NEWTON's zweite Auslegung seines dritten Gesetzes ist ihm ein nahezu vollständiger Ausdruck der Erhaltung der Energie.

Da die Mechanik auf NEWTON's Bewegungsgesetzen ruht, lässt sich die Erhaltung der Energie natürlich irgendwie aus ihnen heraus- oder vielmehr in sie hineinlesen. Auch soll nicht bezweifelt werden, dass ein Kopf wie NEWTON von der Erhaltung der Energie im Stillen so viel wusste, wie zu seiner Zeit möglich war. Eine andere Frage ist, was er davon hielt, und welche offenkundige Stellung er in seinen Werken dazu einnimmt. Wer mit der Geschichte dieser Lehre vertraut ist, kennt DESCARTES' ursprünglichen, aber verfehlten Gedanken; dessen Berichtigung durch LEIBNIZ; LEIBNIZ' mit der heutigen im Wesentlichen sich deckende Auffassung der Körperwelt. Er weiss, dass NEWTON in der Optik DESCARTES' Meinung gleichfalls widerlegt, jedoch ohne deren Berichtigung durch LEIBNIZ zu erwähnen, und ohne selber diese Berichtigung vorzunehmen; dass der Welbau-Denker zur Ausbesserung des durch gehäufte Störungen schadhaf gewordenen Planetensystemes Gott zu Hülfe ruft, was schlecht zur Erhaltung der Energie passt.¹¹ Dem Kenner jener Zeit wird es nicht unmöglich scheinen, dass die Missheiligkeiten zwischen LEIBNIZ und NEWTON diesen den Gegenstand verleiden, und Ursache wurden, dass das Gesetz der Erhaltung der Energie damals in England weniger Beifall fand. Sicher ist, dass auf dem Festlande während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dies Gesetz, in der ihm von LEIBNIZ erteilten Gestalt, Gemeingut der wissenschaftlich Gebildeten war wie nur heute. Dies sind nicht etwa tief verborgene Dinge, sondern es ist leicht, in der Litteratur der letzten zehn Jahre sich darüber zu unterrichten. Wem dies Alles vorschwebt, der kann zum künstlichen

Bestreben, NEWTON an die Spitze derer zu stellen, welchen wir das Gesetz der Erhaltung der Energie verdanken, nur die Achsel zucken.¹² Dem Verfasser der 'Vorlesungen' ist die Geschichte, auf welche er Licht zu werfen unternimmt, und über deren spätere Wendungen er so schroff urtheilt, vielleicht doch nicht hinreichend bekannt, und es gewinnt den Anschein, den mehrere seiner Schriften verstärken, dass die „kurze schottische Geduld“ ihm gelegentlich reisst; da er denn als wissenschaftlicher Chauvin sich gebart.¹³

Der wissenschaftliche Chauvinismus, von welchem die deutschen Gelehrten bisher sich frei hielten, ist gehässiger als der politische in dem Maasse wie man von wissenschaftlichen Männern mehr als von politisch erregten Massen sittliche Haltung verlangt. Bleibe er uns auch in Zukunft fern! Lassen wir uns durch die gegenwärtige Wallung des Nationalgefühles in Europa in unseren geistigen Gewohnheiten nicht irren. Trotz der bei anderen Völkern bald hier bald da hervortretenden gereizten Stimmung möge unter uns die Ueberlieferung einer ohne Ansehen der Nation geübten wissenschaftlichen Gerechtigkeit, und der ersten litterarischen Arbeit, welche sie voraussetzt, unverloren sein. Möge denn deutschen Weltbürgerthume, wenn die Stürme der Zeit es denn anderswo nicht mehr dulden, unser Musentempel eine sichere Zuflucht bleiben.

Anmerkungen.

- 1 (S. 307). Die Rede erschien zuerst in 'Nord und Süd', Bd. V. S. 307, dann bei Ferd. Dümmler zusammen mit der folgenden Rede (FRIEDRICH II. und J.-J. ROUSSEAU), 1879.
- 2 (S. 307). Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass damals die ersehnte Ruhe nicht kam, vielmehr die gegen den Kaiser gerichteten Mordversuche einen trostlosen Blick in den Zustand gewisser Schichten des deutschen Volkes eröffneten.
- 3 (S. 309). Vergl. Sir JOHN LEBROCK, Ants, Bees and Wasps etc. 4th Edition. London 1882. p. 104 sqq. 119 sqq.
- 4 (S. 310). Griechische Geschichte von ERNST CURTIUS. 4. Aufl. Berlin 1874. Bd. I. S. 121 ff.
- 5 (S. 312). „Ὅταν οὐρ τοῦτων οὕτως ἐξόρτων λέγει τις ὅτι οὐ καὶ πολεμῆν ἠνάς, οὐδὲν ἄλλο φρονεῖ ἢ ὅτι οὐ καὶ πλοῦτιν, οὐ καὶ ἐνάσων ἀγέων, οὐ καὶ ἐναυθῆδων, οὐ καὶ Ρομαιοῦς εἰναι“ — lässt Dio Cassius den Caesar in Besangon seinen aus Furcht vor ARIOVIST meuternden Truppen sagen (L. XXXVIII. 40. Ed. DINDORF. Lips. 1863. p. 277). Unverblümter kann man den Grundgedanken des Chauvinismus nicht aussprechen.
- 6 (S. 318). Confessions, P. I, L. VI. Oeuvres complètes de J.-J. ROUSSEAU. Paris, Hachette et Cie. 1873. t. VIII. p. 182. 183.
- 7 (S. 320). Der alte und der neue Glaube. Gesammelte Schriften u. s. w. Herausgegeben von ZELLER. Bonn 1877. Bd. VI. S. 175.
- 8 (S. 327). Nämlich 1752 vom Akademiker STURZA. Vergl. das Verfassers Untersuchungen über thierische Elektrizität. Bd. I. Berlin 1848. S. 54. Anm.
- 9 (S. 327). Es sind gemeint Sir WILLIAM THOMSON in Glasgow und Hr. G. G. STOKES in Cambridge.
- 10 (S. 327). P. G. TAIT, Lectures on some Recent Advances in Physical Science with a special Lecture on Force. Second Edition, revised. London 1876. p. 193. 194. — Deutsche autorisirte Ausgabe von G. WERTHEIM. Braunschweig 1877. S. 161. 162.
- 11 (S. 328). Oplice etc. Authore ISAACO NEWTON etc. Latine reddidit SAMUEL CLARKE etc. Londini 1706. 4°. p. 341. 346.
- 12 (S. 329). Vergl. G. BERGMOLD, Notizen zur Geschichte des Principes der Erhaltung der Kraft. Monatsberichte u. s. w. 1875. S. 577; — und oben S. 25. — Welche Vorstellung man im vorigen Jahrhundert, als die Lehre von der Erhaltung der Energie noch unversessen war, von NEWTON'S Verhältniss zu dieser Lehre sich machte, erhellt aus folgender Stelle in ALR. v. HALLER'S Elementa Physiologiae Corporis humani (4°. t. IV. Lausannae 1762. p. 557): „CARNEBUS et LEBNIZIUS, et plerique mathematici, negant, aut oriri in rerum natura motum novum, aut disperire: per circumum autem corpora impelli, et se impellere, ut tantum de motu in aliqua parte universi dematur, quantum in alia videtur accedere: cum contra NEWTONUS novum motum generari, veterem destrui, cum consensu totius naturae statuerit.“ Es ist klar, dass HALLER den Unterschied zwischen DESCARTES' und LEBNIZ' Aufstellungen nicht erfasst hatte. Ebenso klar ist, dass zu HALLER'S Zeit NEWTON so wenig als Urheber der Lehre von der Erhaltung der Energie angesehen wurde, dass er vielmehr für deren ausgesprochenen Gegner galt.
- 13 (S. 329). Die an sich sehr lehrreichen und lesenswerthen Lectures erschienen 1885 in 3. Auflage mit einer Antwort ihres Verfassers auf obige ihm des wissenschaftlichen Chauvinismus zeihenden Bemerkungen. Von der Erhaltung der Energie ist nicht weiter die Rede, dagegen sucht er LEBNIZ als Menschen und als Mathematiker herabzusetzen. Im Wesentlichen läuft seine Entgegnung — keine sehr geachtete Kampfsart — hinaus auf das: *Tout're another*. Er behauptet, die deutschen Gelehrten seien erst recht Chauvinisten, und führt als Beweis an, dass in einem deutschen Buch über Spectralanalyse BALFOUR STEWART'S nicht gedacht sei. Aber in Hrn. ROSCOE'S *Spectrum Analysis* (London 1869) kommt der Name auch nur im Litteratur-Verzeichniss, im betreffenden Kapitel von Miss ARABELLA B. BUCKLEY'S *History of Natural Science* (London 1876) gar nicht vor. Beide Werke sind doch sicher aus anglo-amerikanischer Perspective verfasst. Der ärgste Chauvinist, und ein Parisier dazu, fährt Hr. TAIT fort, sei ich selber, und er nimmt sich heraus, was ich

höchst tactlos finde, auf die mir verläumderisch in den Mund gelegte Aeusserung anzuspielden, ich schäme mich meines französischen Namens (S. oben S. 94). In einem seiner früheren kritischen Vorträge hatte Hr. Tarr, der vortrefflich Deutsch kann, sich aus der Ballade vom Herzen des Douglas die Worte angeeignet: „Kurz ist die „schottische Geduld und lang ein schottisch Schwert.“ Ich war so unvorsichtig, darauf hin anzunehmen, dass er gleich mir Kette sei (S. oben S. 73), und entschuldigte in einer früheren Fassung des Textes seinen Chauvinismus mit dem „feurigen Keltenblute seiner Heimath.“ Da Hr. Tarr jetzt erklärt, dass er norwegischer Abstammung ist, hat er jedoch für seinen Chauvinismus nicht einmal die Entschuldigung, die ich hätte, wäre ich Chauvinist. Wenn er aber zu verstehen giebt, ich hätte seine wahre Herkunft zwar gekannt, jedoch aus Unwissenheit einem Skandinavien Keltenblut zugeschrieben, so rathe ich ihm, falls es zu einer neuen deutschen Ausgabe kommen sollte, diese Phrase fortzulassen. Sie würde den Eindruck seiner ohnehin nicht sehr schlagenden Antikritik vollends schwächen; man würde einfach darüber lachen, da es in deutschen wissenschaftlichen Kreisen ziemlich bekannt ist, dass ich seit zwanzig Jahren Vorlesungen über Anthropologie halte.

XII

Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau.

In der Friedrichs-Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1879 gehaltene Rede.¹

... He knew
How to make madness beautiful, and cast
O'er erring deeds and thoughts a heavenly hue ...
Othello Harold, G. III. St. 77.

Das Val-de-Travers ist ein hochgelegenes, von steilen Bergen eingeschlossenes Längenthal des Neuchâtelers Jura, dessen schmale, sunnige Sohle die Reuse in ihrem kurzen, abenteuerlichen Lauf von der Papiermühle bei St. Sulpice, wo sie als starker Bach entspringt, bis zum grünen Neuenburger See durch-eilt. Unter dem wetterbraunenden Felsenkreis des Creux-du-Vent, neben einem mittelalterlichen Schloss und einer weit in's Kalkgebirge dringenden Höhle liegt Motiers-Travers, eines der dem Thal entlang verstreuten fleissigen Uhrmacherdörfer. In halber Höhe der linken Thalwand braust auf einer der verwegesten Bahnen der Zug nach Les-Verrières, wo am 1. Februar 1871 die französische Ostarmee auf Schweizer Boden übertrat.

Stiller ging es im Sommer 1762 in Motiers zu, doch weilte auch damals in diesem Thale weltgeschichtliches Unglück in Gestalt eines französischen Flüchtlings. Aus einer der schindelgedeckten rauchigen Hütten konnte man eine seltsame Erscheinung treten sehen. Der branne pelzverbrämte Kafkan, Pelznütze und Schärpe schienen einen Armenier zu verkünden, den der Uhren-